

Schwestern und Brüder!

Eines gleich vorweg: Trotz der prominenten Platzierung des kirchlichen Festes der Hl. Familie gleich am ersten Sonntag der Weihnachtszeit – die Familie gehört nicht zu den Kernanliegen des Evangeliums. Zwar haben viele kirchenamtliche Verlautbarungen die Verteidigung und den Schutz des Familienlebens zum Inhalt. Zwar steht die gebührende Liebe zu Vater und Mutter unter den 10 Geboten an prominenter 4. Stelle – unmittelbar nach den 3 ersten Geboten, die der Ehre Gottes gelten. Und schließlich ist die Bibel voll von Texten, in denen die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, der Ehegatten zueinander und der Kinder zu ihren Eltern eingemahnt wird. – Dennoch steht das Thema „Familie“ in der Hl. Schrift in einer unübersehbaren Spannung. Da gibt es eben auch andere Texte, etwa jene Stellen in den Evangelien, in denen Jesus familiäre Beziehungen massiv in Frage stellt: Die Szene etwa, wo seine nächsten Verwandten vor das Haus kommen, in dem Jesus sich gerade aufhält, und er darauf reagiert, als kenne er sie nicht: *„Wer sind meine Mutter und meine Brüder?“* – Oder eben die Szene des heutigen Evangeliums mit dieser befremdlichen Antwort des 12-jährigen Jesus auf den allzu verständlichen Vorwurf seiner Mutter: *„Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht ...?“*

Vielleicht lässt sich das Grundanliegen des Evangeliums in Hinblick auf familiäre Beziehungen zusammenfassen mit dem Begriff „Relativierung“: Die Bibel erklärt die Familie gewiss nicht für obsolet oder bedeutungslos, aber sie spricht ihr auch die Exklusivität und Sonderstellung ab, die blutsverwandtschaftlichen Banden in vielen Kulturen und insbesondere in neuzeitlichen Gesellschaften zukommt. Man könnte diese Relativierung auch so beschreiben: Für familiäre Beziehungen gelten keine anderen Spielregeln, keine anderen Rechte und Pflichten, keine anderen Prinzipien und Werte als allgemein für alle anderen sozialen Beziehungen auch. Familien sind vielleicht der erste und unmittelbarste Lernort dafür. Erfahrungen des Gelingens, aber auch des Scheiterns und Versagens sozialer Verbundenheit werden in Familien besonders unmittelbar und hautnah erlebbar, besonders beglückend oder auch besonders schmerzhaft – je nachdem. Insgesamt aber gilt: Was für das Funktionieren und Gelingen familiären Lebens taugt: Vertrauen, Solidarität, Rücksichtnahme und Hingabe, Aufmerksamkeit und Sorge für das Wohl aller Einzelnen und das Wohl der Gemeinschaft – das alles ist genauso unverzichtbar für größere gesellschaftliche Zusammenhänge, in denen Menschen leben. Und alles, was – im Gegensatz dazu – familiäres Leben scheitern und zerbrechen lässt: egoistisches Leben auf Kosten anderer, ausbeuterische Abhängigkeitsverhältnisse, Beliebigkeit und Gleichgültigkeit, Ungerechtigkeit und Gewalt – das alles führt auch in größeren sozialen Kontexten zu destruktiven Spannungen und Konflikten. Und natürlich umgekehrt: Was für das große gesellschaftliche Zusammenleben taugt oder schädlich ist, das ist es auch für familiäre Verhältnisse.

Im Klartext: Das neue Biedermeier postmoderner Gesellschaften, also der Versuch, sich in der Komplexität und im Spannungsreichtum moderner Gesellschaften diesen zu entziehen, sich auf die eigenen „familiären 4 Wände“ zurückzuziehen und nur noch auf sein privates Glück zu konzentrieren – das ist ebenso zum Scheitern verurteilt wie die totale Flexibilisierung und ausschließliche Orientierung des Familienlebens an den individuellen Interessen ihrer Mitglieder. Was den gesellschaftlichen Zusammenhalt untergräbt, lässt auch Familien zerbrechen. Diese Zusammenhänge haben nicht zuletzt auch die Ausnahmezustände der aktuellen Pandemie überdeutlich zutage treten lassen und familiäre wie gesellschaftliche Bindungen auf den Prüfstand gestellt bzw. an den Rand ihrer Belastbarkeit gebracht.

Familie ist Gesellschaft im Kleinen, Weltgesellschaft ist Familie im Großen. Das hat auch Pp. Franziskus vor etwas mehr als einem Jahr im programmatischen Titel seiner bislang jüngsten Enzyklika zum Ausdruck gebracht: *„Fratelli tutti“* – „Alle sind Geschwister“. Manche Kommentatoren haben das als christliche Naivität und Blauäugigkeit abzutun versucht. Tatsächlich ist dieser hohe Anspruch an die Weltgemeinschaft aber nüchterner Realismus: Das Zusammenleben auf diesem Planeten kann nachhaltig nur gelingen, wenn auch im Großen gelebt wird, was sich im Kleinen bewährt – und natürlich auch umgekehrt.